

INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

Herr Seyfarth, in welchem Jahr begannen Sie mit Ihrem Studium?

Das war 1954, damals gab es die Völkerkunde an etwa sechs oder sieben deutschen Universitäten. Mein Abitur hatte ich 1949 in der sowjetisch besetzten Zone gemacht, musste dann jedoch von dort weg – ich sollte mich beim so genannten demokratischen Wiederaufbau bewähren, im Uranbergbau in Aue. Dazu hatte ich wenig Neigung und ging stattdessen nach Berlin, wo ich als Notstandsarbeiter auf einem Friedhof arbeitete und mich irgendwie durchschlug. Schließlich übersiedelte ich nach Weißenburg in Bayern, wohin die Eltern eines Freundes ihre Weberei aus dem Vogtland verlagert hatten. Das war mein Sprung nach Westdeutschland, dort arbeitete ich zwei Jahre als Weber, um mir eine gewisse finanzielle Grundlage für ein Studium anzusparen. Ich hatte stets den Vorsatz zu studieren, doch an Völkerkunde habe ich dabei zunächst gar nicht gedacht.



Wussten Sie damals überhaupt, dass ein solches Fach existiert?

Nun, ich ahnte natürlich schon etwas Ähnliches, aber ich kannte keinen Namen und wusste eigentlich nichts vom Fach. Da ich mir überhaupt noch unsicher war, was ich als Studienfach wählen sollte, dachte ich: »Der gute alte Schuldienst wird es schon bringen.« So begann ich, in Frankfurt am Main Germanistik, Geschichte und Kunstgeschichte zu studieren. Ich weiß nicht, wie es heute ist, doch damals gab es eine Art *studium generale*, bei dem man überall reinhorchen konnte – und ich war neugierig darauf, was es alles gab. Ich habe also dieses und jenes gehört, und durch einen Freund, der noch etwas umtriebiger darin war, kam ich schließlich zur Ethnologie: Er erzählte mir damals, dass er gerade an einer Vorlesung von Jensen teilgenommen hätte und obwohl sie didaktisch für ihn unbefriedigend gewesen sei, wäre der Stoff doch sehr interessant. Da musste ich hin! Das war im Sommersemester 1954. Ich hörte also bei Jensen, der damals sicher - neben dem fachlich anders ausgerichteten Mühlmann - der bedeutendste Ethnologe in Deutschland war. Und dabei bin ich dann geblieben.

Wie wirkte diese erste Vorlesung auf Sie?

Jensen hatte einen Zyklus von Vorlesungen: zwei Semester Indonesien, zwei Semester Afrika, zwei Semester Südamerika; außerdem zwei Semester Geschichte der Ethnologie sowie Theorienbildung. Insgesamt waren es immer acht Semester. Danach begann der Zyklus von vorne. Die erste Vorlesung, an der ich teilnahm, drehte sich um Indonesien. An die genauen Details erinnere ich mich heute nicht mehr, aber inhaltlich war sie sehr spannend. Neben den Vorlesungen gab es natürlich noch Seminare, in denen die Studenten - wir waren damals etwa acht bis zehn Haupt- und Nebenfächler - üblicherweise Referate hielten: Ich trug im ersten Semester über die Ngadju-Dayak in Zentralborneo (Kalimantan) vor.

Welchen Eindruck hatten Sie von Jensen als Mensch?

Er war ein etwas kühler Norddeutscher aus Kiel, der sich immer einen gewissen Abstand - zu den Schülern, aber auch zu Kollegen - bewahrte, damit sie sich ihm nicht zu sehr nähern. Er war etwas eigenartig im Charakter und hatte so seine Vorlieben, die er einerseits nicht wahrhaben wollte, andererseits aber durchaus genoss. Zum Beispiel gab es jedes Jahr im Dezember eine Nikolausfeier im Institut. Jensen sagte im Februar zunächst, dass dies Fest in diesem Jahr abgeschafft würde – und im Oktober fragte er dann, wer denn den Weihnachtsmann spielen würde. Damit war die frühere Ankündigung wieder aufgehoben.

Was mein Referat anging, davon war Jensen sehr angetan. Er fragte mich daraufhin, wie ich mein Studium finanziere. Ich war ja ganz allein auf mich gestellt und hatte bei einer vorbereitenden Prospektionsreise - Frankfurt, Mainz,

Interview vom 06.02.2011, durchgeführt in der Dortmunder Privatwohnung von Siegfried Seyfarth (Freigabe durch S. Seyfarth am 10.07.2011)

Transkription: Wencke Jäger, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Marburg - herausgefunden, dass die wirtschaftlichen Bedingungen in Frankfurt am besten zu sein schienen. Also ging ich dorthin, denn auch der studentische Hilfsdienst war da am leistungsfähigsten. Ich erzählte Jensen, dass ich jeden Abend gegen siebzehn Uhr beim Hilfsdienst eine Nummer zog, um mich damit für den nächsten Tag auf einen Job bewerben zu können. War die Nummer unter zehn, erhielt man meist einen fantastischen Auftrag, etwa als Reisebegleiter. War die Zahl aber hoch, durfte man Teppiche klopfen oder andere Hilfsarbeiten verrichten.

Sie erwähnten, dass Sie vom Vogtland nach Bayern und schließlich nach Frankfurt gingen. Wurden Sie auch im Vogtland geboren?

Ja, ich bin dort im November 1930 geboren worden und auch aufgewachsen, in Falkenstein im Vogtland. Insgesamt gibt es ja zwölf oder fünfzehn Orte dieses Namens in Deutschland, aber der im Vogtland ist der größte unter ihnen. Dort ging ich auch zur Schule.

Was waren Ihre Eltern von Beruf?

Mein Vater war beim Finanzamt tätig und musste als einfacher Soldat in zwei Weltkriegen dienen. Im Ersten Weltkrieg wurde er Gefreiter, im Zweiten Weltkrieg Obergefreiter – welche steile militärische Karriere. Jensen hatte es im Ersten Weltkrieg immerhin zum Unteroffizier gebracht, wurde aber im Zweiten Weltkrieg nicht mehr befördert. Mein Vater musste 1937 in die NSDAP eintreten, wie es damals eben so üblich war. Vielleicht dachte er, dass dies seiner Karriere förderlich sei. Als er 1943 zur Wehrmacht eingezogen wurde, war er schon weit über vierzig Jahre alt. An der Front ist er nicht mehr gewesen, sondern wurde innerhalb Deutschlands überall hinbeordert: erst nach Ostpreußen, dann nach Westfalen, schließlich nach Schleswig-Holstein, wo ihn die Engländer fassten. Er war dann aber nicht in Kriegsgefangenschaft, sondern wurde weiter als Schreibstubenhengst beschäftigt, wie zuvor bei den Deutschen. Er verwaltete einen Ölzug und wurde schließlich in die britische Besatzungszone entlassen. Er blieb in der Nähe von Hamburg, wo meine Mutter und ich ihn zu Ostern 1946 besuchten. Mit viel Mühe und bürokratischem Aufwand waren wir in den Westen gelangt, und ich plädierte dafür, dort zu bleiben. Doch weder mein Vater noch meine Mutter wollten das, denn im Vogtland hatten sie ihre Verwandten und Bekannten. Ich musste mich damals - mit meinen fünfzehn oder sechzehn Jahren - ihrem Willen beugen, und so gingen wir in die sowjetisch besetzte Zone zurück.

Nach Bayern gingen Sie später allein?

Ja, genau. Mein Vater kam noch 1946 heim, war aber wegen seiner Parteimitgliedschaft bereits vom Finanzamt gekündigt worden. Er fing deshalb an, in einer lokalen Elektrohandlung Autobatterien zu laden und zu warten. Das machte er einige Jahre. An seinem fünfzigsten Geburtstag im Jahr 1949 verließ ich die Heimat. Ich erinnere mich, wie ich ihm noch eine Schachtel Zigaretten schenkte, das waren die letzten, die er rauchte, bevor er das Rauchen endgültig einstellte. Später wurde er auf Vermittlung Geschäftsführer einer PGH, der ehemaligen Sattler-Innung. Dort arbeitete er bis zur Verrichtung und heuerte dann - mit fünfundsiebzehn Jahren - bei der Post an. Als er achtzig war, legte ihm die Post nahe, in den Ruhestand zu gehen, was er dann auch tat. Er lebte noch drei weitere Jahre, bis er 1983 verstarb. Ich ging 1949 gleich nach dem Abitur allein fort – zunächst nach West-Berlin, 1951 weiter ins mittelfränkische Bayern.

Haben Ihre Eltern, die aus einem eher bildungsfernen Milieu zu stammen scheinen, denn Ihre Studien- und Berufswünsche gefördert?

Nein, eher nicht. Sie konnten das allerdings auch gar nicht, denn sie lebten in der SBZ, später in der DDR, während ich mich in West-Berlin und Westdeutschland aufhielt. Ich habe aber auch vor meinem Weggang von zu Hause mit meinen Eltern nie über Berufswünsche oder -wirklichkeit gesprochen. Das war kein Thema bei uns, ebenso wenig wie in der Schule. Wenn heute in die Unter- oder Oberprimen Leute vom Arbeitsamt kommen, um den Schülern etwas über verschiedene Berufe zu erzählen, dann werden die Interessen natürlich ein bisschen auf bestimmte Bereiche gelenkt. Gewöhnlich ist dann auch immer ein Fachvertreter dabei, doch bei uns gab es derartige Hilfestellungen noch nicht. Wir waren vollkommen auf uns selbst gestellt. Ich habe nur aus der Tatsache, dass ich mein Abitur machte, die Konsequenz abgeleitet, dass ich auch studieren müsse.

Was ließ Sie bei Ihrer ersten Begegnung mit der Ethnologie sicher sein, dass Sie dieses Fach weiter verfolgen möchten?

Die Lebendigkeit – man war mit anderen Kulturen konfrontiert, von denen man natürlich gehört hatte, die nun aber so richtig ins Blickfeld rückten. Das hat mich fasziniert. Ich sah anhand der von unwissenden Menschen als

zurückgeblieben eingestuftem Kulturen, dass man das Leben auch anders bewältigen kann. Im Rahmen ihrer Möglichkeiten haben diese Bevölkerungsgruppen ja stets das Beste aus ihrer Situation gemacht. Das fand ich spannend und wollte es weiter ergründen – mit einem vielleicht etwas naiven Glauben, der nicht sah, dass es mit ihnen in vierzig oder fünfzig Jahren in dieser Form zu Ende sein würde. Von dieser gewaltigen Generalisierung und Globalisierung der Welt hat man damals ja noch nichts geahnt. Wir wussten zwar, dass es in Bezug auf die Materialaufnahme quasi fünf vor zwölf war, aber dass alles so schnell zusammenbrechen würde, erwarteten wir eigentlich nicht. Wir haben die Ethnologie eher noch in ihrer klassischen Form gesehen, wollten also Kunde von jenen Kulturen erhalten und geben, die meist über keine eigene Schrift verfügen. Damals, als ich bei Jensen anfing, bezeichnete man sie als »Naturvölker«. Das ist natürlich ein Begriff, der - wenn man ihn richtig zerkaut - schon sehr fragwürdig ist. Die Unterscheidung zwischen Kultur- und Naturvölkern stammt ja ursprünglich von Herder und hat halt den Vorteil, recht griffig zu sein. Spricht man beispielsweise - wie man damals vorschlug - von schriftlosen Kulturen, Völkern geringerer Naturbeherrschung oder vorindustriellen Gesellschaften, ist das doch sehr umständlich und gibt den Sachverhalt ja auch nur recht einseitig wieder.

Wie ging es damals bei Ihrem Gespräch mit Jensen weiter?

Nachdem ich ihm erzählt hatte, wie ich mein Geld verdiente, schickte er mich zur Bibliothekarin des Instituts, bei der ich nach Arbeit fragen sollte. Das tat ich, bekam welche zugewiesen und konnte mit der Bezahlung meinen Lebensunterhalt bestreiten. Es gab einen Stundenlohn von einer Mark fünfzig, ohne Fahrgeld. Beim studentischen Schnelldienst bekam man zwar meist auch Fahrgeld, aber die Stelle im Institut war unbefristet, also konnte ich den Zuschlag nicht für jeden Tag verlangen. Was jedoch viel wichtiger war: Bei meiner Tätigkeit in der Bibliothek konnte ich regelrecht in ethnologischer Literatur „wühlen“ und mich auch so im Fach weiterbilden. Meine Arbeit begann mit dem Verzetteln von Zeitschriften-Aufsätzen. Neben unserer gab es damals nur eine einzige weitere Bibliothek, die diese sinnvolle Aufgabe durchführte: die Universitäts-Bibliothek von Boston. Bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts haben wir nach und nach alle Zeitschriften maschinenschriftlich verzettelt und die so erstellten Karteikärtchen in den Steilwandkatalog gestellt, den ich heute noch für den besseren gegenüber dem computergestützten Katalog halte, zu dem die Völkerkundliche Bibliothek, wie sie später hieß, Ende der achtziger Jahre überging. Man kann ihn Stück für Stück durchblättern und dabei wieder erkennen, dass der Zufall die beste Bibliographie ist. Später kamen bei meiner Bibliotheks-Tätigkeit weitere wissenschaftliche und Institutstätigkeiten hinzu und ab 1960 war ich als Leiter der Bibliothek angestellt. Im Laufe der Zeit brachte ich den Bestand von circa fünfundzwanzigtausend auf knapp hunderttausend bibliographische Einheiten. Es wurde die beste ethnologische Bibliothek in ganz Deutschland. Manche meiner ethnologischen Freunde meinten, sie sei sogar besser als die völkerkundliche Bibliothek des British Museum, weil dort nur sehr einseitig gesammelt wurde, vorwiegend zu den ehemaligen britischen Kolonien.

In welchem Zustand befand sich die Bibliothek, als Sie 1954 dort anfangen?

Der Zustand war schon sehr gut. Die während des Krieges in die Burg Eisenbach im Vogelsberg-Gebiet ausgelagerten Bestände waren durch die Instituts-Mitarbeiterin, Dr. Hildegard Klein, bereits wieder geordnet, nachdem sie dort von den vorrückenden Amerikanern einfach in den Burggraben geworfen worden waren – wodurch Verluste von zweitausend Bänden entstanden sind. Der gerettete Bestand kam zurück ans Frobenius-Institut, in die Kellerräume des Hauses in der Myliusstraße 31; das Institut residierte damals in Nummer 29 der selben Straße, in Räumen, die dem Institut von seiner Mitarbeiterin Dr. Hissink zur Verfügung gestellt worden waren. Ein Jahr nach meinem Studienbeginn, Mitte 1955, zog das Institut in die Liebigstraße um. Diese liegt ebenfalls im Frankfurter Westend, nicht weit entfernt vom vorherigen Standort.

Die Bibliothek umfasste damals knapp fünfundzwanzigtausend Bände, darunter auch Bücher, die Frobenius eigentlich an die Stadt Frankfurt verkauft hatte, als er 1925 dorthin berufen wurde. Er hatte ja sein ganzes Privatvermögen in das Institut gesteckt, das erst in Berlin, dann in München und schließlich in Frankfurt ansässig war. Die Stadt zahlte ihm Geld, dafür gehörte ihr nun fast die gesamte Bibliothek und weitere Archivmaterialien als ständiges Eigentum. Das spielte später, 1967, noch mal eine große Rolle; bis dahin war das Institut vom Land Hessen, der Stadt Frankfurt und dem Bund bezuschusst worden. Bund und Land zahlten jeweils ungefähr hunderttausend Mark jährlich, die Stadt noch einmal sechzigtausend. So waren in etwa die Verhältnisse, als 1966 - nach dem Tod von Carl August Schmitz, der nur ein Jahr lang Leiter war - die Personalunion zwischen dem Frobenius-Institut und dem Völkerkundemuseum aufgelöst wurde. Ich machte mich damals dafür stark, die Bibliotheken dieser beiden Institutionen nicht auseinander zu reißen zu lassen. Die Bibliothek hatte meiner Meinung nach nur ihre einmalige Bedeutung, wenn sie zusammenblieb – und letzten Endes ist mir das ja auch gelungen. Das war nicht ganz einfach, denn das Museum wollte seine Besitztümer zunächst auch räumlich für sich beanspruchen. Als Josef Franz Thiel das Museum übernahm, bekam er jedoch sofort

Interview vom 06.02.2011, durchgeführt in der Dortmunder Privatwohnung von Siegfried Seyfarth (Freigabe durch S. Seyfarth am 10.07.2011)

Transkription: Wencke Jäger, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

mehr Gelder und Stellen von der Stadt bewilligt, so dass er gute Möglichkeiten zum Aufbau einer eigenen Bibliothek hatte. Heute umfasst die neu entstandene Museumsbibliothek sicherlich auch etliche zehntausend Bände. Zu meiner Anfangszeit, als Jensen noch Direktor des Völkerkundemuseums war, gab es lediglich zwei Kustoden: Hermann Niggemeyer und Karin Hissink; beide waren auch Oberassistenten am Frobenius-Institut. Außerdem hatte das Museum eine Fotografin sowie eine Sekretärin. Auch an die Herren Nordmann und Eirich erinnere ich mich, sie waren Museumsarbeiter und rückten später zu Konservatoren auf. Thiel hatte nach der Übernahme des Museums dann auf einen Schlag fünf Kustoden-Stellen für Afrika, Amerika, Ozeanien, Europa und die Öffentlichkeitsarbeit.

Als Sie Mitte der fünfziger Jahre nach Frankfurt ans Institut kamen, inwiefern war da Frobenius noch präsent?

Anfänglich begriff ich nicht so recht, wie das war. Er wurde auf jeden Fall hoch verehrt, vor allem von den Damen des Instituts, den wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und den Malerinnen. Es hatte ja Zeiten gegeben, in denen im Institut - damals noch »Forschungsinstitut für Kulturmorphologie« - zwölf oder dreizehn Ethnologen und wenigstens ebenso viele Maler und Malerinnen arbeiteten. Das alte Institutsgebäude, welches nahe dem Eschenheimer Turm lag, hatte ein Erdgeschoss und ein Obergeschoss. Wenn Frobenius kam, schüttelte er den Männern unten kurz die Hand und ging gleich hoch zu den Damen. Er muss ein rechter Frauentyp gewesen sein – vielleicht zum Kummer seiner Frau Editha, die ich noch gut kannte. Mit ihr haben wir noch ihren neunzigsten Geburtstag gefeiert, mit reichlich fließendem Sekt. Drei Jahre danach ist sie verstorben.

Wissen Sie, ich habe mich immer sehr wohl gefühlt an diesem Institut, da war so ein herzlicher Umgangston! Ich konnte mir gar nicht vorstellen, dass es auch gewisse Aversionen gegeneinander gab, das bemerkte ich eigentlich erst später. Einmal wurde ich Ohrenzeuge, als Jensen und Hissink sich stritten, da flogen die Fetzen. Ich glaubte das beinahe gar nicht, als ich daran dachte, wie höflich sie sich in den Seminaren und überhaupt im Dienst begegneten. Doch es müssen irgendwelche Animositäten existiert haben. Erst nachdem Haberland 1992 gestorben war, fielen mir diese Spannungen wieder auf. Er hatte in seiner Zeit als Institutsleiter Frobenius zu Ehren an dessen Geburtstag am 29. Juni stets eine kleine institutsinterne Ausstellung arrangiert, die zwei oder drei Tage stand. Haberland war zwar kein Anhänger der kulturphilosophischen Ideen von Frobenius mehr, die damals doch schon überholt waren – geblieben aber war seine Achtung vor seinen anderen wissenschaftlichen Leistungen, und er wusste, was das Institut Frobenius zu verdanken hatte.

Im November 1991 hatte Haberland einen Schlaganfall erlitten, was wir zunächst nicht erfuhren. Uns war nur bekannt, dass er krank war. Im Mai 1992 rief er mich noch einmal zu sich; ich war damals sein Stellvertreter am Institut. Er übergab mir eine wissenschaftliche Arbeit, die er noch zu Ende gebracht hatte, mit der Bitte, sie druckreif zu machen. Er konnte kaum noch reden, obwohl eine Logopädin einen Monat lang versucht hatte, ihm wieder das Sprechen beizubringen. Mit viel Mühe brachte er noch den Satz heraus: „So wie es war, wird es nicht wieder sein.“ Einen Monat später war er tot. Hertha von Dechend, Schülerin von Frobenius und später Professorin am Institut für Geschichte der Naturwissenschaften an der Frankfurter Universität, die das Herz immer am rechten Fleck hatte, war es dann, die auch nach Haberbands Ableben die jährlichen Treffen zu Ehren Frobenius fortsetzen wollte. Ab diesem Zeitpunkt fand es im Haus der Frau von Ewald Volhard, der in den letzten Kriegstagen 1945 noch gefallen war, statt. Wie ich später erfuhr, hat Frau von Dechend diese Veranstaltungen immer selbst finanziert, da Frau Volhard nicht über große finanzielle Mittel verfügte. Nachdem auch „Litschan“ Volhard gestorben war, führte ihre Tochter Angelika diese Tradition bis 2003 weiter. Bei all diesen Treffen bemerkte ich aus den Gesprächen, dass es am Institut nach Frobenius Tod 1938 wohl zwei Fraktionen gegeben haben muss: die Fraktionen der beiden im Kampf um die Nachfolge Frobenius rivalisierenden Jensen und Volhard. Zwischen beiden ging ein Spalt hindurch, den man von außen nicht bemerkte. Aber mit Volhards Tod und Jensens Bestellung zum Institutsdirektor 1946 war diese Rivalität nur noch Erinnerung, und die meisten Mitarbeiter pflegten auch außerdienstlichen gesellschaftlichen Verkehr miteinander.

Welche Rolle spielte Frau Volhard in den fünfziger Jahren am Institut?

Damals hatte sie eine Halbtagsstelle in der Bibliothek. Da war sie auch in den folgenden zehn Jahren tätig, als Hilfskraft sozusagen. In dieser Zeit bemerkte ich schon diese Dichotomie, Frau Volhard und Frau von Dechend auf der einen, und zum Beispiel Hildegard „Malinka“ Klein, die Jensen wie auch Frobenius sehr verehrte, auf der anderen Seite. Aber wie gesagt, diese unterschiedlichen Einstellungen führten keinesfalls zu gegenseitigen Abneigungen und waren von Außenstehenden nicht zu erkennen.

Waren das letztendlich vielleicht eher persönliche Geschichten?

Ja, es waren eher persönliche Geschichten und Animositäten, ohne Zweifel. Es lagen Ihnen letztlich, wie gesagt, eine Spannung über die Frage zugrunde, wer der Nachfolger von Frobenius werden sollte; Jensen oder Volhard. Das ging

Interview vom 06.02.2011, durchgeführt in der Dortmunder Privatwohnung von Siegfried Seyfarth (Freigabe durch S. Seyfarth am 10.07.2011)

Transkription: Wencke Jäger, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

schließlich zu Gunsten von Jensen aus, obwohl es für ihn zunächst nicht so aussah: Er war in zweiter Ehe mit einer „Vierteljüdin“ verheiratet. Diese Beziehung war aber schon zerrüttet, als man ihm nahe legte, sich von ihr zu trennen – was er nicht tat. Erst als er im Februar 1946 aus dem Kriegsdienst zurückkehrte, wurde die Ehe rechtsgültig geschieden. Während der Nazizeit stand er jedoch zu seiner Frau, so dass er nicht auf den Posten des Institutsleiters aufsteigen konnte. Dennoch war er schon so etwas wie der Chef, zumal Volhard nach seiner Einberufung die ganze Zeit Soldat war, während Jensen eine Weile Heimaturlaub zugebilligt wurde, er also zwischendurch längere Zeit in Frankfurt war. Nach Ende des Krieges wurde er dann ganz offiziell Nachfolger von Frobenius. Volhard war im Februar 1945 gefallen. Bevor Jensen aber zurückgekehrt war, konnten die Mitarbeiter durchsetzen, dass das Institut von »Forschungsinstitut für Kulturmorphologie« in »Frobenius-Institut« umbenannt wurde. Jensen war eigentlich dagegen, er wollte den alten Namen beibehalten – was meiner Meinung nach für ihn durchaus richtig war, denn er war ja ebenfalls ein Kulturmorphologe im besten Sinne. Ich kenne zwar nicht die genauen Gründe für seine ablehnende Haltung, aber sicher war er unter anderem verärgert darüber, dass das einfach über seinen Kopf hinweg entschieden worden war. Ich kannte übrigens auch noch Jensens erste Frau Agnes Susanne Schulz, „Asuschu“, die als Zeichnerin am Institut arbeitete, aber auch wissenschaftlich zu ihren Forschungsgegenstand tätig war: europäische, vorwiegend aber australische Felsbilder.

Spielten denn Heinrich Wieschoff und Hans Rhotert damals ebenfalls eine Rolle?

Ja, sie spielten schon noch eine gewisse Rolle, aber mehr in der Rückerinnerung. Als ich 1954 ans Institut kam, waren sie - Wieschoff bereits seit sechzehn oder siebzehn Jahren - nicht mehr dort angestellt. Rhotert hatte zu diesem Zeitpunkt keine feste fachliche Anstellung, wurde aber bald danach zum Direktor des Linden-Museums in Stuttgart bestellt. Er kam jedoch des Öfteren ins Institut, bis er nach Stuttgart übersiedelte. Was Wieschoff betrifft, war das eine andere Sache: Als Jensen Ende der dreißiger Jahre mit Hermann Niggemeyer und Albert Hahn auf Expedition in die Molukken ging und Frobenius verstorben war, maßte sich Wieschoff wohl an, Chef des Instituts zu sein. Das nahm man ihm übel, und als Jensen zurückkehrte, platzte die Bombe – Wieschoff wurde gewissermaßen rausgeworfen. Er ging dann in die USA, avancierte nach dem Krieg zum Assistenten von Dag Hammerskjöld und stürzte mit ihm 1961 über Sambia ab. Ich lernte ihn also nie persönlich kennen, hatte allerdings für ein paar Jahre Briefverkehr mit seinem Sohn, der wohl zeitweilig Interesse am früheren Lebens- und Berufsweg seines Vaters gefunden hatte. Wie waren drauf und dran, ihn einmal ans Institut einzuladen, doch dann riss die Korrespondenz plötzlich ab. Ich weiß also nicht, was aus ihm geworden ist. Heinz Wieschoff selbst tauchte nie mehr im Frobenius-Institut auf.

Die Kulturmorphologie hatte in den fünfziger Jahren ihren Zenit ja schon überschritten. Was entfernte Sie als junger Student von dieser Tradition?

Ja, die Kulturmorphologie war damals schon im Niedergang begriffen. Jensen war noch einer ihrer Vertreter, da er - wenn auch in modifizierter Form - an der von Frobenius postulierten kulturellen Stufenabfolge festhielt: die Jugendkulturen, die Erwachsenenkulturen, die Alterskulturen als verschiedene Stadien der Menschheitsentwicklung. Aus ihnen glaubte man alle vorhandenen Formen in der Welt herleiten und eine historische Abfolge erstellen zu können. Jensen gab aber den Stufen andere Inhalte. Auf seiner Molukken-Expedition hatte er auf Ceram bei den Wemale ein einschneidendes Erlebnis. Dort fand er das Mythologem von Hainuwele, mit seiner kultischen Ausprägung. Davon war er fasziniert, denn Mythos und Kult hatte er hier noch in gegenseitiger Bedingtheit beobachten können. Darin sah er einen wesentlichen, in den religiösen Vorstellungen vieler über die ganze Welt verstreuten Ethnien zumindest in Spuren noch vorhandenen Zug in der Kultur der von ihm so genannten Altpflanzer, mit Knollenanbau als einer bestimmten Wirtschaftsform in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Sehr viel später glaubte er, im Mythologem des Körnerdiebstahls aus dem Himmel das grundlegende religiöse Phänomen einer jüngeren Pflanzerschicht mit Getreideanbau gefunden zu haben, die er historisch zwischen den Altpflanzen und der »Megalithkultur« ansiedelte. Damals wusste Jensen noch nicht, dass der Getreideanbau als älter als der Knollenanbau eingestuft wurde.

Wenn man sich Jensens Werk anschaut, so mögen auch hiervon gewisse Teile überholt sein, doch in seinen Arbeiten findet man so viele überzeugende Gedanken, die seine Ausführungen plausibel machen. Davon war ich angetan, später kamen aber doch Zweifel an manchen Schlussfolgerungen auf. Jensen betonte aber selbst oft, dass es sich um Theorien handele und man nicht ohne weiteres weltweit vergleichen könne. Doch es ist oft schon verblüffend, wie einzelne mythische Begebenheiten oder Kulthandlungen über weite Räume hinweg sich oft detailgenau ähneln. Vom Parallelismus war damals niemand im Institut recht überzeugt, alle waren überzeugte Diffusionisten.

Mit welchen anderen theoretischen Ansätzen waren Sie damals am Institut konfrontiert?

Interview vom 06.02.2011, durchgeführt in der Dortmunder Privatwohnung von Siegfried Seyfarth (Freigabe durch S. Seyfarth am 10.07.2011)

Transkription: Wencke Jäger, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Mit gar keinen anderen Ansätzen.

Spielte nicht beispielsweise W. E. Mühlmann eine Rolle?

Mühlmann spielte höchstens eine antagonistische Rolle, um es auf den Punkt zu bringen. Er war mit seinem soziologischen Ansatz der Gegenpol zu Jensen, mit dem Institut hatte er ansonsten kaum Berührung. Ich bin eigentlich überzeugt, dass er in seiner Amtszeit - auch nicht der Mainzer - niemals im Frobenius-Institut zu Besuch war. Jensen und er schätzten sich aber gegenseitig durchaus, schrieben sich Briefe und schickten einander ihre Separate. Auf eines schrieb Jensen als Widmung: »Wo gehobelt wird, da fallen Späne.« Uns in Frankfurt überzeugte Mühlmanns soziologisch betonte Ausrichtung nicht. Mit Wolfgang Lindig stellte Jensen aber Anfang der sechziger Jahre einen Mühlmann-Schüler am Institut für Historische Ethnologie an.

War denn die US-amerikanische Kulturanthropologie in irgendeiner Form relevant, etwa Boas oder die *Culture and Personality*-Schule?

Nun, das Institut hatte vielfältige Beziehungen zu anthropologischen Institutionen in den Vereinigten Staaten, die besonders von der Amerikanistin des Instituts, Karin Hissink, in den ersten Jahren nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges in aufopfernder Weise wieder geknüpft worden waren. In meinen frühen Institutstagen lernte ich auch so manchen amerikanischen Kulturanthropologen im Institut kennen, Kroeber oder Lowie waren wohl darunter. In seinen Vorlesungen und Übungen »Geschichte der Ethnologie« und »Theorienbildung« stellte Jensen natürlich auch die Grundzüge der US-amerikanischen Kulturanthropologie vor, aber ansonsten hat niemand am Institut damals in dieser Richtung gearbeitet. Das gilt in dieser Ausschließlichkeit aber nicht für die Wissenschaftler des Schwesterinstituts, des Instituts für Historische Ethnologie, das im gleichen Hause, Liebigstraße 41, untergebracht war.

Wie sah es mit Hermann Baumann aus?

Hermann Baumann war mit dem Institut und seinen Mitarbeitern vor meiner Zeit eng verbunden. Er lebte zeitweilig mit anderen Kollegen in einer Art ethnologischen Wohngemeinschaft im Hause der Myliusstraße 31, in dessen Kellerräumen die Bibliothek des Instituts lagerte, zusammen, war aber selbst nicht am Institut tätig: Ich lernte ihn schon 1954 oder 1955 kennen, als er zu einer Forschungsreise nach Angola aufbrach und vom Institut „abgefeiert“ wurde, wie das vor jeder Verabschiedung einer Expedition ins Forschungsgebiet üblich war. Ich denke, dass er dann bald nach dieser Reise eine Berufung nach München erhielt und so räumlich aus dem Blickfeld des Instituts entschwand. Er war im Institut wissenschaftlich und natürlich als historisch arbeitender Afrikanist hoch geschätzt, wenn auch Jensen ihm gegenüber eher etwas reserviert blieb. Trotzdem schlug er Baumann der Berufungskommission als Nachfolge-Kandidaten für sich vor, was sich aber schließlich nicht durchsetzen ließ, da Baumann damals schon über sechzig Jahre alt war und damit als zu alt für eine Berufung befunden wurde.

Neben Jensen lehrte damals auch Helmut Petri am Institut. Erinnern Sie sich an ihn?

Ja, als ich ans Institut kam, kehrte Petri bald danach von einer Forschungsreise im Nordwestgebiet Australiens zurück und nahm seine Lehrtätigkeit als Privatdozent an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität sowie seine Arbeit am Frobenius-Institut wieder auf. Er las hauptsächlich über Australien, aber auch über andere völkerkundliche Themen, bis hin zum europäischen Mittelmeergebiet. Auch nach seiner Berufung an die Kölner Universität im Jahr 1958 blieb er dem Institut freundschaftlich sehr verbunden und besuchte es, so oft er nur konnte.

Während Ihrer Studienzeit gab es ja auch die so genannten Rhein-Mainischen Seminare. Können Sie mir dazu etwas sagen?

Ja, sie fanden umschichtig in einem von vier Universitäts-Standorten statt: in Mainz bei Friedrich oder Mühlmann, in Frankfurt bei Jensen, in Bonn bei Trimborn und in Köln bei Heydrich. Unter Haberland schief diese Tradition dann ein, ich denke 1967 war das letzte Treffen auf der Burg Kaub am Rhein, ausgerichtet von Frankfurt. Möglicherweise war auch ein wesentlicher Grund dafür, dass sich in den einzelnen Seminaren inzwischen die Studentenzahlen so gewaltig erhöht hatten, dass sich derartige Veranstaltungen kaum mehr durchführen ließen. So etwa nach 1960 beteiligten sich auch völkerkundliche Institute anderer Universitäten an diesen Treffen, gewöhnlich aber jeweils nur einmal – so zum Beispiel Nijmegen, Straßburg und Basel, für die das „Rheinische“ noch gelten durfte, aber auch ein- oder zweimal Münster unter Rüdiger Schott und einmal Göttingen unter Erhard Schlesier. Bei diesen Zusammenkünften trafen sich

Interview vom 06.02.2011, durchgeführt in der Dortmunder Privatwohnung von Siegfried Seyfarth (Freigabe durch S. Seyfarth am 10.07.2011)

Transkription: Wencke Jäger, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

die durchschnittlich wenigen Studenten aus den verschiedenen Seminaren und lernten sich persönlich kennen. So waren wir über den damaligen Stand der Völkerkunde in Deutschland immer bestens informiert.

Wie muss man sich diese Treffen vorstellen? Waren sie in irgendeiner Weise formalisiert oder eine Art fröhliches Beisammensein?

Das war formalisiert: Es hatte jeweils ein Student pro teilnehmendem völkerkundlichen Seminar ein Referat zu halten, also meist vier bis sechs Vortragende. Die zeitliche Gliederung sah einen Anreisetag vor, zwei Tage für die Referate, schließlich ein Abreisetag. An den Abenden, nachdem die Referate gehalten waren, saßen alle zusammen und gewöhnlich gab es auch Exkursionen, beispielsweise zu einer wichtigen prähistorischen Stätte oder in ein Museum. Ich hielt mein erstes Referat 1958 in Frankfurt, mein letztes 1967 in Kaub am Rhein.

Spielten die Dozenten auch eine Rolle, oder war es eine rein studentische Angelegenheit?

Die Dozenten waren natürlich alle dabei. Ich erinnere mich auch daran, dass Friedrich dabei gern zu einer Goethe-Lesung einlud.

Wie würden Sie Adolf Friedrich beschreiben?

Er war ein etwas eigentümlicher Mensch. Politisch gesehen stand er ungefähr auf der Linie Gustav Heinemanns und war sehr evangelisch. Sein professoraler „Widersacher“ war der sehr „katholische“ Germanist Joseph Kunz, bei dem ich zu Studienbeginn ebenfalls gehört hatte. Beide wohnten in Hofheim am Taunus und fuhren häufig im gleichen Zug nach Frankfurt, um dort zu unterrichten. So konnte es auch vorkommen, dass sie nebeneinander zu sitzen kamen, jedoch ohne ein Wort miteinander zu wechseln. Auch sonst war Friedrich ein eher zurückgezogen lebender und sehr gutmütiger, von hohen moralischen Vorstellungen durchdrungener, Mensch, der jedem Armen geholfen hätte, und sehr pflichtbewusst war. Zwei Jahre nach meinem Studienbeginn ging er zusammen mit Peter Snoy, Friedrich Kusmaul, Georg Buddrus und einem Fotografen aus Stuttgart zur Feldforschung in das Grenzgebiet von Afghanistan und Pakistan, wo er 1956 völlig unerwartet verstarb. Er wurde in Rawalpindi beerdigt, später setzte man seine Urne nach Hofheim um, wo ich an der Bestattung teilnahm. Nur anderthalb Jahre lang hatte ich noch seine Vorlesungen gehört, die damals das Thema Schamanismus zum Inhalt hatten. Er war außerordentlicher Professor in Mainz, in Frankfurt Gastdozent. Er hatte noch unter Frobenius studiert und promovierte über afrikanische Priestertümer¹.

Kommen wir zu Ihrem Berufsweg zurück. 1960 wurden Sie Leiter der Bibliothek am Frobenius-Institut?

Ja, genau. Zu diesem Zeitpunkt war ich mit dem Studium eigentlich fertig, hatte aber noch keinen Abschluss gemacht, als mich Dr. Hissink im Auftrag von Professor Jensen fragte, ob ich die vakante Stelle als Bibliotheksleiter übernehmen wolle. Mir war dieses Angebot schon recht, und ich griff zu. Wie bereits erwähnt, lebte ich bis dahin nur von Stundenlöhnen, nun erhielt ich meine erste Festanstellung, im August 1960. Dadurch habe ich mein Studium erst einmal unterbrochen.

Wurde diese Stelle verbeamtet?

Nein, Beamte gab es im Frobenius-Institut nicht, denn wir waren ja dem juristischen Status nach ein eingetragener Verein. Die Ausnahme bildete nur der Direktor, der ja gleichzeitig Professor der Ethnologie an der Universität Frankfurt war. Er erhielt seine Besoldung seit dem Ende der sechziger Jahre aus den Kassen Hessens. Jensens Gehalt wurde wohl noch von der Stadt Frankfurt getragen, denn die war bis dahin Träger der Universität, die ursprünglich eine reine Stiftungsuniversität war. 1967 trat auch für das Frobenius-Institut eine Veränderung insofern ein, als sich die Stadt aus der Beteiligung am Zuschuss für das Institut zurückziehen wollte; mit der Begründung, dass das Frobenius-Institut ja eigentlich keine kommunale Aufgabe hätte und seine Arbeit daher nicht Sache der Stadt sei. Das sah man 1925 offensichtlich ganz anders, da hatte man Frobenius mit seinem Institut aus München geholt. Ihm kam das zupass, weil er dadurch wieder auf finanziell sicherem Boden stehen konnte. Auf der anderen Seite hatte natürlich auch die Stadt einen Zugewinn durch seine Übersiedelung, die besonders von Frankfurter Universitäts-Professoren, dem Indologen Hermann Lommel und dem Gräzisten Karl Reinhard betrieben worden war. Ab 1967 fiel dann also die finanzielle Unterstützung durch die Stadt bis auf einen geringen Restbetrag weg. Der Besitzer des Hauses im Westend, in dem sich

¹ Adolf Friedrich, Afrikanische Priestertümer, Vorstudien zu einer Untersuchung (= Studien zur Kulturkunde, Bd.6), Verlag Strecker und Schröder, Stuttgart, 1939.

das Institut befand, war ein sehr liebenswerter älterer Herr, der auch weiterhin eine vergleichsweise geringe Miete verlangte. Nach seinem Tod Anfang der neunziger Jahre kamen jedoch seine Erben und verlangten den zehnfachen Mietpreis. Ich führte dann Verhandlungen mit der Stadt - Haberland war zu diesem Zeitpunkt bereits dienstunfähig -, damit sie weiterhin zumindest einen Teil der Mietkosten trug. Wie schon 1967 war auch 1992 so ein kritischer Moment für das Institut. 1967 setzten sich sehr viele Persönlichkeiten für das Institut ein und verwandten sich dafür bei der Stadt. Damals kam dann eine finanzielle Neuregelung durch einen neuen Vertrag zustande. Der Bund gab alle so genannten Bagatell-Institute - dazu zählten auch wir, da wir einen Jahresetat unter einer Million D-Mark hatten - an die jeweiligen Länder ab und übernahm dafür höher bezuschusste Institute. Von da ab trug das Land Hessen den Zuschuss zu den geringen Eigenmitteln der Frobenius-Gesellschaft allein.

Als die Universität Frankfurt in den neunziger Jahren neu bauen wollte, schickte mich Haberland als Delegierten zu den monatlich stattfindenden Vorbereitungstreffen, auf denen auch die räumliche Verteilung der in den geplanten Neubau einziehenden Institute besprochen wurde. Der Neubau sollte an der Bockenheimer Warte entstehen. Die mit dem Bau befassten Sachbearbeiter der Universität waren nach dem Besuch des Frobenius-Instituts mit seinen Schätzen beeindruckt und setzten uns spontan auf die Liste der dort unterzubringenden Institutionen, obwohl wir nur ein so genanntes „An“-Institut - also Frobenius-Institut an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität - waren.

Der Bau kam niemals zustande, stattdessen wurde nach dem Abzug der amerikanischen Truppen das ehemalige Verwaltungsgebäude der IG-Farben - nach seinem Architekten Poelzig-Bau genannt - für die Erweiterung der Universität erworben. Wir waren weiterhin auserkoren, auch dort mit einzuziehen zu dürfen. Das geschah dann etwa um das Jahr 2000 herum, als ich schon einige Jahre aus den Diensten des Instituts ausgeschieden war. Ich hatte allerdings noch durchsetzen können, dass unsere Bibliothek auch räumlich eigenständig und weiterhin, wie in den alten Räumen, Ausleihbibliothek blieb.

Wie konnten Sie denn die umfangreiche Aufgabe, die Bibliothek zu organisieren und weiter zu entwickeln, mit Ihren eigenen Forschungsinteressen in Einklang bringen?

Zweitere waren durch erstere natürlich sehr eingeschränkt. Drei Jahre nachdem ich die Leitung der Bibliothek übernommen hatte, fragte mich Eike Haberland, damals noch wissenschaftlicher Assistent am Institut, ob ich mich an seiner geplanten Reise nach Neuguinea beteiligen möchte. Ich hatte mich bis dahin noch nicht mit der Frage nach einer regionalen Spezialisierung meines Studiums befasst und war auch deshalb schon von dem Gedanken sehr angetan und freute mich überhaupt, dass er mich angesprochen hatte. So waren wir dann vom Juli bis zum Dezember 1963 ein halbes Jahr zusammen im Sepik-Gebiet in Neuguinea, und dieses Erlebnis wurde richtungsweisend für mein Studium.

Hier muss ich nun erst einmal einen Rückblick geben, über die geographische Ausrichtung der Forschungsarbeit am Institut: Frobenius hatte sein Afrika-Archiv offiziell 1898 - in Wirklichkeit aber bereits einige Jahre früher - in Berlin begründet und blieb auch nach seiner Übersiedelung nach München nach dem Ersten Weltkrieg diesem Erdteil wissenschaftlich verbunden. Das änderte sich erst gegen Ende seiner Münchener Jahre, als er auf einem von ihm einberufenen »Kulturmorphologischen Kongress« Mitte der zwanziger Jahre in München die Forderung stellte, man sollte nun versuchen, die für Afrika zutreffenden Thesen seiner Theorie auch in anderen Erdteilen nachzuweisen. Diese geographische Bereichsausweitung der Forschungen, die aber dann nicht unbedingt der Umsetzung des Frobenius'schen Ideen Rechnung trugen, setzte jedoch erst in den dreißiger Jahren ein, mit der Molukken-Reisen durch Adolf Jensen und Hermann Niggemeyer sowie der Australienreise durch Helmut Petri und Andreas Lommel. Diese Tendenz wurde nach dem Zweiten Weltkrieg noch einmal verstärkt, mit Expeditionen von Karin Hissink und Albert Hahn nach Bolivien, von Otto Zerries und Meinhard Schuster nach Venezuela, von Helmut Petri, Gisela Odermann und Agnes Susanne Schulz wiederum in Australien, Hermann Niggemeyer nach Indien und schließlich Eike Haberland und Meinhard Schuster nach Neuguinea. Nach Jensens Abschied vom Institut im April 1965 und seinem Tod vier Wochen später gab es wieder eine Zäsur, die sich aber nicht recht auswirken konnte. Jensen hatte erst recht spät in Carl August Schmitz einen Nachfolger erkoren, nachdem Hermann Baumann abgelehnt worden war. Schmitz war als einziger noch auf seine kulturhistorischen Thesen eingegangen. Böse Zungen behaupteten ja, das habe Schmitz nur getan, um Jensen auf sich aufmerksam zu machen. Im Aufsatz von Justus Stagl² kann man das ganz gut nachlesen. Mit Schmitz kam aber nun ein Ozeanist, der auch sonst im Institutsbetrieb andere Wege beschreiten wollte. Durch seinen frühen Tod - bereits im November 1966 - kann das Ziel seiner Vorstellungen nicht mehr recht eingeschätzt werden; wahrscheinlich wäre wohl der Schwerpunkt der Ausrichtung nach Ozeanien verschoben worden. Das wäre mir persönlich natürlich durchaus recht gewesen.

Dann wurde Haberland neuer Leiter. Er war etwa zu der Zeit, als Schmitz nach Frankfurt gekommen war, nach Mainz berufen worden. Nach Schmitz' Tod wurde er rückberufen, musste aber nach der Rechtslage drei Jahre auf seinem Mainzer Stuhl absolvieren. Also las er in Mainz und Frankfurt gleichermaßen, bis er aus Mainzer Diensten entlassen

² Justus Stagl, C. A. Schmitz, ein Betriebsunfall im Frobenius-Institut?, In: Paideuma, Bd. 47, 2001, S. 25 – 42.

werden konnte. Ob er in dieser Zeit bereits als Direktor des Frobenius-Instituts fest bestellt war, ist mir nicht mehr in Erinnerung. Jedenfalls stand für ihn fest, dass sich die Forschungen des Instituts wieder ausschließlich auf Afrika konzentrieren sollten. Er selbst war ja - trotz seines Abstechers in die Südsee - Afrikanist mit besonderer Bezo-genheit auf Äthiopien geblieben. In seinen letzten Dienst- und Lebensjahren forschte er auch zu Westafrika, nachdem er das große interdisziplinäre Forschungsprojekt der Forschungsgemeinschaft im Bereich der westafrikanischen Savanne - in Burkina Faso und Nigeria - auf den Weg gebracht hatte.

Ich konnte mich neben meiner Bibliotheksarbeit inzwischen recht gut in die ethnographischen Gegebenheiten Neuguineas einarbeiten, war aber nunmehr nach der gänzlich auf Afrika bezogenen Ausrichtung wieder mit einer neuen Situation konfrontiert.

Haberlands Vorgabe bedeutete damals auch, dass Sie nicht in Neuguinea weiterforschen konnten?

Ja, so ist es. Er nahm mich daher auch mit nach Äthiopien, was mir zunächst nicht sonderlich recht war, da ich mich, wie gesagt, gerade - neben der Bibliotheksarbeit - in Neuguinea eingearbeitet hatte. Damit war dann mit der Veröffentlichung unseres Buches³ Schluss. In Äthiopien war ich 1970 und 1972/73 auf zwei Reisen dabei, und es waren weitere geplant. Als dann 1974 dort die Revolution stattfand, Haile Selassie auf Druck der Armee abgedankt hatte und bald darauf ermordet wurde, waren Forschungsreisen dorthin für uns lange Zeit nicht mehr möglich. So kam ich auch nie mehr nach Äthiopien, wo zudem für mich die ethnologischen Arbeitsbedingungen völlig andere waren als zuvor in Neuguinea. Dort hatte ich über eine kleine Gruppe, eben die Yimar - wie wir sie benannten - gearbeitet. Sie waren quasi ein eigenständiges Völkchen mit etwa 1600 Individuen - also recht überschaubar - gewesen. Die Hadiyya hingegen, in der südlichen Shoa-Provinz Äthiopiens lebend, stellten eine aus mehreren Untergruppen bestehende Bevölkerungsgruppe von sicherlich weit mehr als einer Million Menschen dar. Das tiefere Eindringen in diese Kultur hätte bei meiner eher holistischen Ausgerichtetheit also weiterer Feldaufenthalte bedurft.

Wer waren denn damals, während des Studiums in Frankfurt, Ihre Kommilitonen und Weggefährten?

Bei meiner Ankunft im Mai 1954 waren wir vier Hauptfächler und etwa vier oder fünf Nebenfächler am Frobenius-Institut, aus dem heraus sich das Ende der fünfziger Jahre gegründete »Seminar für Völkerkunde« - später in »Institut für Historische Ethnologie« umbenannt - noch nicht entwickelt hatte. Zu den Hauptfählern gehörten damals neben mir Peter Snoy, Tamara Serfling, verheiratete Northern, die später als Museumsethnologin in den Vereinigten Staaten arbeitete, und Edgar Haube, der aber bald das Fach wechselte. Er war derjenige, der mich eigentlich zu Ethnologie gebracht hatte. Nicht mehr zu den Hauptfählern rechne ich Meinhard Schuster, Johanna Herweg und Dieter Onnecken, die damals schon ganz kurz vor ihrer Promotion standen und von denen nur Meinhard Schuster dem Fach treu blieb. Im Laufe der Zeit, bis zu dem Punkt, als ich 1960 mein Studium unterbrach und sich die Studentenzahl vergrößerte, kamen weitere dazu. Darunter waren, um nur ein paar zu nennen: Der Ozeanist und Ethnomediziner Joachim Sterly, Taryo Obayashi, nachmals Professor in Tokyo, die nach ihrem Studium in München im Fach arbeitenden Barbara Frank, Rose Schubert und Matthias Laubscher, der begeisterte Jensenianer und Alt-Thaiist Hans Penth an der Universität von Chiang Mai, oder auch die später in den USA tätigen Maria Barbara Franke und Christraud Geary.

Zu den Weggefährten zählen natürlich all die wissenschaftlichen und technischen Angestellten des Instituts, die bereits vor mir da waren - wie Helmut Straube und die andern bereits genannten. Gleiches gilt auch für jene Personen, die erst nach mir kamen; zum Beispiel Andreas Kronenberg, Wolfgang Lindig und Klaus Müller. Von den Instituts-Mitarbeitern aus der Mitte der fünfziger Jahre lebt heute kaum einer mehr.

Soweit ich weiß, war ja auch Haberland ein Schüler Jensens.

Richtig. Im Krieg war Haberland Soldat bei der Artillerie gewesen und nach 1945 fing er an, zunächst Jura zu studieren. Dann wechselte er zur Völkerkunde über. Um schon an der ersten Nachkriegsreise nach Äthiopien teilnehmen zu können, ist er 1950 ganz schnell von Jensen promoviert worden, und zwar mit einer Arbeit⁴ über das Gada-System in Äthiopien. 1963, sieben Jahre nach Beendigung seiner zweiten Forschungsreise nach Äthiopien, habilitierte er sich dann mir seinen »Untersuchungen zum äthiopischen Königtum«⁵.

³ Eike Haberland, Siegfried Seyfarth; Die Yimar am oberen Korowori. Studien zur Kulturkunde, Bd. 36, Franz Steiner Verlag, Wiesbaden, 1974.

⁴ Eike Haberland, Das Gada-System der südabessinischen Völker, Frankfurt am Main, 1950.

⁵ Eike Haberland, Untersuchungen zum äthiopischen Königtum. Studien zur Kulturkunde, Bd. 18, Franz Steiner Verlag, Wiesbaden, 1965.

Wie kamen Sie damals zu Ihrem Promotionsthema?

Eigentlich hatte ich bei Jensen schon eine Arbeit über die rituelle Bedeutung des Schweins in Neuguinea begonnen. Die steckte dann aber erst in den frühesten Anfängen, als Schmitz ans Institut kam und mir - da er von einem meiner Vorträge angetan war - ein anderes Thema vorschlug: Zur Entstehung von Pflanzen aus dem Leichnam Getöteter im Gebiet Polynesien. Der Getötete ist dort gewöhnlich der Tuna-Aal, aus dessen vergrabenen Kopf die Kokospalme entstanden ist. Schmitz hatte von diesen Vorstellungen noch nie gehört und gab mir ein Vierteljahr Zeit, dieses Thema auszuarbeiten. Das wäre in dieser Zeitspanne wohl kaum zu schaffen gewesen, aber Schmitz starb noch vor ihrem Ablauf. Nachdem Haberland auf Schmitz gefolgt war, bewog er mich, mit meinen Forschungsergebnissen über die Yimar zu promovieren, da man inzwischen - was vorher nicht möglich war, später aber geradezu gefördert wurde - auch Arbeiten aus eigener Feldforschung als Dissertation einreichen konnte. Ich begann sofort damit und für einen Teil der Ausarbeitungszeit gewährte er mir großzügig Sonderurlaub von meinen Bibliotheksaufgaben.

Neuguinea als regionalen Schwerpunkt konnten Sie aber selbst auswählen?

Nun, der war mir mit meinem Feldaufenthalt bei den Yimar ja vorgegeben. Was ich jedoch von meinen Ergebnissen dafür auswählen würde, war mir von Haberland schon völlig freigestellt worden. Ich wählte daraus besonders die materielle Kultur und die kulturgeschichtliche Stellung dieser Ethnie im südlichen Sepik-Bereich aus.

Wie reagierten denn damals Ihre Kollegen auf diese Besonderheit?

Nach meiner Festanstellung am Institut 1960 habe ich mit meinem Studium - abgesehen von gelegentlichen, als Gasthörer genossenen Vorlesungen - fast ein Jahrzehnt ausgesetzt und erst 1969 richtig begonnen, an meiner Dissertation zu arbeiten. 1970 promovierte ich, um unmittelbar darauf zur Feldforschung nach Äthiopien aufzubrechen. In diesen zehn Jahren hatte sich die äußere Situation völlig verändert. Von meinen alten Kommilitonen war kaum noch einer am Institut, so hatte ich eigentlich nur Kontakt zu den anderen Instituts-Mitarbeitern. Von ihnen gab es absolut keine Reaktion auf Haberalands Abmachung mit mir. Unter den Studenten andererseits war inzwischen eine ganz neue Generation herangewachsen, zu der ich keinen direkten Kontakt - also in den Seminaren und Vorlesungen - mehr hatte, sondern nur in der Bibliothek, wo ich ihnen freilich auch mit Rat und Tat zur Seite stehen konnte. Mit meinem Werdegang aber waren sie in keiner Weise vertraut, so dass auch von ihnen keine Resonanz erfolgen konnte. Die Zahl der nachgewachsenen Studenten - der Anstieg vollzog sich verstärkt schon unter Schmitz - war um ein Vielfaches bis auf ein paar Hundert geklettert, die aber, um genau zu sein, nicht mehr am Frobenius-Institut, sondern seit Ende der fünfziger Jahre am Seminar für Völkerkunde bzw. dem Institut für Historische Ethnologie ausgebildet wurden. An anderen völkerkundlichen Instituten, etwa in Köln oder Berlin, war die Zahl der Studenten noch weitaus höher, aber selbst in Frankfurt war Völkerkunde meines Wissens für ein oder zwei Semester ein *numerus clausus*-Fach. Nach der Freigabe wurde das Fach dann häufig auch als „Parkmöglichkeit“ genutzt. Zunahmen brachten aber besonders auch das aufkeimende Interesse an Fragen zur Dritten Welt.

Hätte es Sie gereizt, auch zu lehren?

Wie ich damals dachte, weiß ich nicht mehr, aber jetzt im Nachhinein betrachtet würde ich sagen, dass es mir ohne die Lehre eigentlich besser gefiel.

Sie erwähnten bereits, dass die DGV-Tagung 1954 in Bremen die erste war, an der Sie teilnahmen. Erinnern Sie sich an Personen wie Martin Heydrich und Hans Plischke?

Plischke war damals nicht dabei, daher habe ich ihn auch nie gesehen. Heydrich war jedoch anwesend. Ihn sah ich allerdings auch später noch häufiger, bei den Treffen der Rhein-Mainischen Seminare und nach Exkursionen des Kölner Völkerkundlichen Instituts – beispielsweise 1958 nach Südtirol und Österreich, 1961 nach Lappland und 1962 nach Sardinien, zu denen ich von Köln eingeladen war, teilzunehmen. Heydrich hat in den sechziger Jahren seine Lehrtätigkeit wohl noch etwas fortgesetzt.

Auf der Bremer Tagung hat Jensen übrigens als damaliger Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde die Epiloge auf Pater Joseph Schmidt und Franz Termer gehalten, die in den zwei Jahren von Jensens Vorsitz gestorben waren. Die Tagung brachte auch die große Stunde von Thomas Barthel, durch seinen Beitrag zur Entzifferung der Osterinsel-Schrift.

Zur Zeit der Nationalsozialisten war Jensen den Machthabern gegenüber ja sehr distanziert. Auch das Institut galt damals ja nicht unbedingt als konform.

Ja, das ist sicherlich richtig. Es war aber auch kein Institut des heldenhaften Widerstandes. Bei Jensen spielte sicherlich auch die Haltung der Nazis gegenüber seiner Ehe mit einer „Nichtarierin“ eine Rolle, und Frobenius hatten sie eine gewisse Narrenfreiheit zugebilligt. Es gab aber unter den Nazis solche, die Frobenius und das Institut eher schützten, wie der damalige Frankfurter Oberbürgermeister Krebs – oder umgekehrt beföhdeten, wie der Gauleiter von Hessen-Nassau, dessen Namen mir entfallen ist. Wegen seiner völlig anderen Einstellung zur Rassenfrage war Frobenius besonders zur *persona non grata* bei den „Rassentheoretikern“ der Nazis geworden.

Genau das interessiert mich: Sie waren an einem Institut, dass mit dem Rassebegriff nie viel anfangen konnte, und trafen dann bei den DGV-Tagungen auf überzeugte Nazis wie Heydrich, Baumann oder Plischke. Wurde das in den fünfziger Jahren denn irgendwie thematisiert?

Es wurde damals eigentlich kaum thematisiert, jedenfalls nicht, solange die von Ihnen genannten Personen noch im Amt oder am Leben waren. Plischke lernte ich ja, wie gesagt, nie persönlich kennen, aber Göttinger Studenten haben mir eigentlich nie von ihm als weiterhin überzeugten Nazi erzählt. Den anderen beiden, Baumann und Heydrich, bin ich noch öfter begegnet, und keiner gebärdete sich wie ein solcher. Ich halte es für möglich, dass sie sich wahrscheinlich schämten, damals dabei gewesen zu sein und eher nazikonformen Ideen angehangen zu haben – aber was macht man nicht alles der Karriere zuliebe. In meiner Frühzeit am Institut - vielleicht bis Baumanns Pensionierung in den Jahren 1967 oder 1968 - habe ich also nie jemanden über diese „Fehlritte“ reden gehört. Das Interesse an der Nazivergangenheit der Fachvertreter änderte sich besonders erst bei den nachgewachsenen Generationen, den 1968ern und späteren.

Ich frage natürlich auch auf der inhaltlichen Ebene: Die rassebiologische Grundierung war ja bei Baumann und Mühlmann immer vorhanden, während sie für die Kulturmorphologen keine Rolle spielte. Wurde das in irgendeiner Weise reflektiert?

Davon ist mir jedenfalls nichts in Erinnerung geblieben. Darüber, wie Jensen dazu dachte und es verarbeitet hat, haben wir weder dienstlich noch an den gemeinsam verbrachten Abenden, zu denen er uns Institutsmglieder öfter einlud, gesprochen. Auch von unseren Veranstaltungen her ist mir eine gründlichere Stellungnahme zu dieser Diskrepanz nicht erinnerlich.

Hat sich denn dieses zwischenmenschlich warme Institutsleben unter Haberland fortgesetzt, nachdem es unter Schmitz eine Art Einbruch erlebt hatte?

Nicht mehr ganz so sehr wie zu Jensens Zeiten, der mir an seinem Abschiedsabend (siehe Foto rechts), an dem wir ihm ein hauptsächlich von mir gestaltetes Verdienstfest zelebriert hatten, zu Tränen gerührt zurief: »Solange das Institut noch solche Feiern veranstaltet, wird es nie untergehen.« Unter Haberland ging es doch wieder etwas in diese Richtung – auch wenn er sich wohl dachte: »Während der Dienstzeit kann ich das nicht zulassen!« So versuchte er schon, die Festivitäten auf ein verträgliches Maß zu begrenzen, aber natürlich kam bei ihm doch durch, dass er auch hierbei in der Tradition Jensens aufgewachsen war. Nur konnte er dabei, in eine Art - wie Frau Dechend es formulierte - „ordinarielles Irresein“ verfallen. War er nur unter Instituts-Mitgliedern, war er fröhlicher *primus inter pares*. Tauchte jedoch ein hausfremder „Ordinarius“ auf, war er nur mit ihm verschwunden. Das Aufgeben dieser etwas standesdünkelhaften Haltung zeigte sich aber auf den Forschungsreisen. Hier war er ein richtig guter Kamerad und fast ein Freund, auch wenn er mir meine Zigaretten wegrauchte. Und zeigte er sich einmal von ganz besonderer Noblesse, konnte er dies hinterher gleich wieder relativieren. Dazu eine kleine Geschichte: Während unseres Aufenthaltes am Korowori, wo wir gewöhnlich an getrennten Orten arbeiteten, musste einer von uns alle zwei Monate einmal zur Bank nach Wewak fahren und fliegen, um Geld und bestimmte Lebensmittel zu



Interview vom 06.02.2011, durchgeführt in der Dortmunder Privatwohnung von Siegfried Seyfarth (Freigabe durch S. Seyfarth am 10.07.2011)

Transkription: Wencke Jäger, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

holen. Einmal kam Haberland zurück von dieser Tour und brachte mir einen Kasten Bier mit, weil er wusste, dass ich ganz gern Bier trinke. Ich stellte die Flaschen in den Fluss, um sie etwas zu kühlen, aber eigentlich blieben sie lauwarm. Ich trank das Bier trotzdem, allein schon deshalb, weil ich es eine so nette Geste von ihm fand, es für mich zu besorgen. Dann flog er vier Wochen vor mir, während ich noch im südlich sich anschließenden Hochland-Gebiet unter den Maramuni-(Mae-)Engga arbeitete, nach Deutschland zurück und berichtete dort, nach mir befragt: »Ich kann es kaum glauben, der Mensch trinkt lauwarmes Bier.«

Was waren denn Ihre Aufgaben während dieser Forschungsreise, als Assistent Haberlands?

Das war zunächst nicht fest umrissen. Wir sprachen uns nicht groß ab, aber durch die gegenseitige Schilderung unserer Befunde, waren wir immer auf dem Laufenden, was der andere behandelte. Und so ergänzten wir uns letzten Endes recht gut. In der Arbeit waren wir völlig gleichberechtigt.

Lerntes Sie auch die lokale Sprache?

Nein, das wäre nicht möglich gewesen in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit; die Sprache war zu kompliziert. Wir unterhielten uns mit den Gewährsleuten auf Neo-Melanesisch. Das hatte ich kurz vorher in Frankfurt gelernt, anhand des Grammatik- und Wörterbuchs von Francis Mihalic⁶. Damit kamen wir vor Ort gut zurecht, wenngleich sprachliche und gedankliche Feinheiten der von den Yimar gesprochenen altmelanesischen Sprache kaum damit herauszuarbeiten sind.

Spielte es damals eine Rolle, dass Sie keine Engländer - also keine Kolonialherren - waren?

Nein, mit Sicherheit spielte das keine Rolle. Da kannten unsere Yimar, mit denen wir uns prächtig verstanden, gar keine Unterscheidungen; sie unterschieden höchstens Japaner von Australiern, die nach dem Ersten Weltkrieg die Verwaltung des von den Engländern kolonisierten Teil der Insel, der in seiner deutschen Kolonial-Periode zwischen 1884 und dem Ersten Weltkrieg als »Kaiser-Wilhelmsland« firmierte, übernommen hatten.

In der Gemeinde Yanitobak hatte ich einen Gewährsmann namens Yanda, der der »Tultul« dieser Gemeinde war. Tultul, etwa Gemeindedirektor oder Polizeichef eines Ortes, oder »Luluai«, etwa Bürgermeister, waren bereits in deutscher Zeit aus einer melanesischen Sprache Neu-Britanniens in das Neo-Melanesische oder Pidgin-Englisch eingebracht, als Titel aber später auch von den Engländern und Australiern beibehalten worden. Deutschland war Yanda nicht bekannt, aber wenn wir abends mit der Arbeit fertig waren, wurde ich sein Gewährsmann – dann wollte er viel über Deutschland und Europa erfahren.

Waren Sie damals direkt am Sepik?

In den ersten vier Wochen lebten wir in Kanganamun, am mittleren Sepik, unter den Yatmul. Dort wollten wir eines der letzten noch verbliebenen großen Männerhäuser in seiner Gänze - Maße, Bauform, Ikonographie der Ständer und die damit verbundenen mythologischen Erzählungen - aufnehmen, aber sonst berührten wir den Fluss nur noch bei „Durchfahrten“. Unser eigentliches Arbeitsgebiet bildeten die Gemeinden der Yimar am Fuße des Zentralen Hochgebirges Neuguineas, beidseits des Bogopmali, einem der Quellflüsse des Korowori, der sich wiederum im Norden mit dem Krosmeri vereinigt und dann gegenüber der Ortschaft Mindimbit in den Sepik einmündet. 1961 waren Haberland und Meinhard Schuster auf ihrer von der Stadt Frankfurt gesponsorten Reise bereits in diesem Gebiet gewesen und hatten auch eine Anzahl der so genannten Yipwon-Figuren - für das Jagd- und Kopfjagdzeremoniell bedeutsam - erworben. Deren Einbettung in die Gesamtkultur der Yimar und deren Dokumentation überhaupt soweit wie möglich zu erstellen, war der wesentliche Grund für unsere Reise. Haberland und Schuster brachten damals, 1961, insgesamt circa sechstausend Ethnographika aus dem Gesamtbereich des Sepik-Tieflands nach Frankfurt zurück, die den Besitzstand des Museums für Völkerkunde, dessen Direktor Jensen damals in Personalunion noch war, gewaltig bereicherten.

Durch Ihre umfangreiche Arbeit an der Bibliothek waren Felderfahrten für Sie wahrscheinlich eher selten.

Wie gesagt, ich war noch zweimal in Äthiopien, doch dann kam für uns mit der Revolution erst einmal das Ende der Forschungsarbeit dort. Vieles war nur angerissen worden und konnte noch nicht veröffentlichungsreif gemacht werden, weil es noch unüberprüft war. Als Feldaufenthalte dort wieder möglich wurden, ging ich schon langsam auf die

⁶ Francis Mihalic, Grammar and Dictionary of Neo-Melanesien, Westmead Printing, 1957.

Verrentung zu und wäre wohl auch körperlich den Anforderungen einer solchen Reise nicht mehr gewachsen gewesen. Da mich Eike Haberland auch gern im Institut haben wollte, ist es bei mir zu keiner weiteren Reise dieser Art mehr gekommen.

Sie sprachen gerade von der Dokumentation der materiellen Kultur – sehen Sie darin eine der Aufgaben der Völkerkunde?

Wir waren damals der klassischen Aufgabe der Völkerkunde verbunden; das heißt unser Forschungsgegenstand waren die schriftlosen Völker und die Untersuchung ihrer Kultur, die wir auch ins Blickfeld der Öffentlichkeit rücken wollten. Die Sammlung und Untersuchung der materiellen Kultur war für mich immer der Einstieg zum Erkennen der Gesamtkultur, weil man über sie in fast alle Themenkreise des täglichen und des Kultlebens eindringen kann. Für die museale Arbeit der Darstellung dieser inzwischen weitgehend untergegangenen Kulturen ist sie zudem unerlässlich.

Würden Sie darin auch heutzutage einen Schwerpunkt des Faches erkennen?

Ich weiß es nicht, da ich auch kaum noch Kontakt zu den aktuell tätigen Kollegen habe. Ich weiß aber doch, dass man die Völkerkunde in diesem klassischen Sinn nicht mehr betreiben kann. Wenn man jetzt irgendwo hinkommt, dann sitzt der Junge, der vielleicht ein potentieller Gewährsmann wäre, am Computer und erfährt per Wikipedia etwas über seine Geschichte, die er uns dann erzählt. So geht es also nicht mehr, es müssen heute andere Bereiche und Entwicklungen untersucht werden. In diesem Zusammenhang noch eine Anmerkung zu den überkommenen materiellen, auch von mir gesammelten Gütern der Hadiyya in Südäthiopien: Als eine junge Kollegin dreißig Jahre nach mir mit Fotografien der von mir gesammelten Objekten wieder dorthin fuhr, konnte man ihr vielfach zu den photographischen Darstellungen überhaupt nichts mehr sagen – man kannte sie überhaupt nicht mehr. So schnell kann sich der sichtbare Teil einer Kultur verändern, und so schnell ging es wohl auch anderswo. Vielleicht gibt es am Amazonas noch Gruppen, die nicht unter dem Einfluss der Weißen stehen, aber ich glaube es eigentlich nicht. Deshalb: Wenn sich die Ethnologie als Fach weiterhin etabliert erhalten will, müssen Ansätze und Inhalte ganz andere sein. Inzwischen kennen wir ja heute bereits vorher nicht bekannte Disziplinen – wie etwa die Industrie-Ethnologie oder andere. Das große Thema von der Akkulturation bis hin zur Globalisierung ist sicher ungemein anregend für das Fach, aber eben ganz anders gelagert, als ich gearbeitet habe. Aber wie weit ist das noch Ethnologie und nicht auch Forschungsgegenstand anderer Fachrichtungen? Manche einst festgefügte Wissenschaft hat man auch schon verschwinden gesehen.

Ich bin zu weit aus den Fachdiskussionen darüber heraus, als dass ich die heute auf den Nägeln brennenden Schwerpunkte der Ethnologie wirklich benennen könnte. Aus meiner Sicht wäre es wohl durchaus auch ein Schwerpunkt, die Altbestände unserer völkerkundlichen Bibliotheken unter neuen, modernen Ansätzen und Gesichtspunkten neu zu untersuchen. Dann behalten sie auch weiterhin ihren Sinn, und auch unsere bibliothekarischen Arbeiten ihren Nutzen.